

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon
Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon
Band: - (1962)

Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 155 bis 157

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 155 bis 157

Der Bedeutung und teilweise auch dem Herkommen nach verwandt sind die Gruppen *Tamm* (II), *Taum* und *timmer*, die alle von der Vorstellung ‚Dunst/dunstig‘ ausgehen. Zum bündnerischen Adjektiv *tamm* ‚feucht, muffig‘ gehört das Verb *ertamme*: *D’Ställ ertammend, wenn’s chalt ist und me keis Veh dri hed* (Valzeina). *Taum*, vorab der Dampf von kochenden Flüssigkeiten und Speisen, ist aus dem Kanton Freiburg und dem Berner Oberland bezeugt, das dazugehörige Verb *taume*, *täume* auch aus dem Wallis (*teimu* ‚fein aus dem Nebel regnen‘) und Luzern (*täume*, vom Dunst, der sich an den Wänden niederschlägt). Weiter verbreitet, aber der jüngern Generation langsam entweichend, ist das Adjektiv *timmer* (oder *timer*, *timber*). Vom Wetter gebraucht, bedeutet es zunächst dunstig, wenn der Himmel «mit einer dünnen trübe überall gleichlich überzogen» ist (1572), dann auch (besonders in Graubünden) schwül, drückend warm. Mit Bezug auf das Tageslicht kann es sowohl halbdunkel, dämmerig oder (in alpinen Mundarten) völlig dunkel meinen: Auf dem Heimweg kommt ein Nidwaldner *i Wald wo’s narrocht b’habe dimmer isch, me g’sehd bimeich die eignig Hand nid vor em G’sicht*. Im Sinn von ‚undeutlich‘ braucht es z. B. Cysat, der erzählt, er habe feurige Geister «nit oder doch gar sellten oder timmer sehen können, bis erst anno 1609», da er «dise füwrig Geister oder wandlende füwrig Männer . . . gar wol gesehen und in der Wahrheit erkennen gelernet».

Der *Dūme*, *Tūme* (Daumen) spielt in der volkstümlichen Vorstellung eine recht bedeutende Rolle, wie sich in den vielen Redensarten, in sinnbildlichen Verwendungen des Wortes, in der Rechtssymbolik u. dgl. deutlich zeigt. Grotesk ist der Trost: *Wenn er [der Landamme, bei einer gefährlichen Verrichtung] denn au der Chopf verlieri, se hei er albig noch die Töüme zum Mälche* (Schanfigg). *Tūsig Dūme gänd au e Summe* heißt es ‚von Wirten, die beim

Aufstellen des Glases den Daumen darein stecken'. Solcher Frevel muß nach dem Tod durch «Wandlen» gebüßt werden; man hört die Schuldigen dann Sprüche von der Art des zitierten rufen (in Uri mit dem sonst meistens ‚Daumenbekleidung‘ bedeutenden Wort *Dümlig*: *Hundert Dīm̄lig gānd au e Māß*). *Dä het e guete Dūme*, dem gelingt alles, wird aus Wegenstetten überliefert, und, den Daumen als Sinnbild der Macht verwendend, bei Gotthelf: «Gut meinen und verstehen sind zwei, und neben dem regieren die Weiber gern, jedes will den bessern Daumen haben von wegen der Ehre». Andererseits bedeutet die (besonders bernische) Redensart *der Dūme fällt eim i d' Hand* (u. ä.) ‚den Mut verlieren, verlegen sein‘, aber auch ‚etwas einsehen, begreifen‘. Der Daumen eines gehängten Diebes galt als Glückbringer beim Spiel, bei Diebstahl usw.; seine Erwerbung war natürlich nicht ganz einfach: «[Zwei Gesellen gingen nach Basel] zum gallgen unnd gesachend... daz keiner in so kurtzer zyt da gehenckt was. Sprach der K.: Nun sind wir vergeben gangen und müedy bein gemacht. Do redt sin gsell: Nein, sich [sieh] den, der ist erst die tag uff daz rad gelegt unnd uff dem rad gehengkt, desselben thumen ist äben als guot als deß, der an den galgen gehenckt wirt, unnd stige uff daz rad unnd hüwe demselben den rechten thumen und gebe inn dem K., daz er inn in daz tüechlin legen sölle» (1465). Auch im Strafverfahren spielte der Daumen eine Rolle: «Wer einen marchstein ußwirffet heimlich... daz soll er ablegen also daz er aller eren beroubet ist, und soll man ime den rechten tumen abslahen» (Königsfelden 1313). Auf Belege über Folterungen (das sog. «Dümlen») verzichten wir hier lieber.

In unserer ältern Sprache erscheint das Adjektiv *tumm* auch im physischen Sinn, als ‚stumm‘, ‚taub‘, ‚empfindungslos‘ und ‚betäubt‘. So heißt es etwa in einer geographischen Beschreibung von 1578: «Es ist auch kein wunder, daß die umbligenden nachpauen [des Rheinfalls] von wegen deß gethön und geschrey thum und hörloß werden.» Aus heutigen Mundarten sind im körperlichen Sinn

nachzuweisen *tummi Finger* ‚empfindungslose, steife Finger‘ (Graubünden) und *e tumme Chopf ha* ‚benommen, unklar im Kopf sein‘ (verbreitet). Dazugehörige Ableitungen sind *vertummet*, ‚betäubt, benommen‘ (Zürcher Oberland, etwa von zu langem Liegen auf dem Kachelofen) oder *Tümmi* ‚Ohnmacht‘ (Davos). Im Sinn von neuhochdeutsch dumm wird das Wort vorab von Menschen (und andern Lebewesen) gebraucht: «Man sieht es nicht gern, wenn Kinder in den ersten 14 Tagen (nach der Geburt) lachen, sie werden gerne dumm», heißt es im Emmental. Zahlreich sind die verstärkenden Vergleiche (*tumm wie...*, z. B. *wie es Huen vor Tag, wie Tügggestrau*), zahlreicher noch die Verbindungen mit Scheltwörtern, von der leichten Rüge *tumms Bābeli* bis zum eindeutigen *tumme Hund*. Von den Redensarten und Sprichwörtern nennen wir: *Wenn dä so grōß wēr wi dumm, so chönnt er us em Dachchenel suffice* (Ins im Berner Seeland) und: *Di Tumme sind ai Lüt, aber nid eswie andiri* (Nidwalden). Auf Handlungen bezogen wechseln die Bedeutungsnuancen; *e tumms choge Säge* (Wartau) ist ein albernes Gerede, *e tummi Schnorre ha* bedeutet (auf unziemliche Weise) schimpfen. *Tumm* wird auch auf Gegenstände bezogen. *Di tūmmst Stell* ist die ungeeignetste, schwierigste Stelle; auf die Klage der Frau: *Herr Tokter! Minn Ma ist vom Roß abeg'cheit ond jetz hed er e grōßes Loch im Chopf* antwortet (bei Alfred Tobler) der Tokter zweideutig: *Oha! Grad die tömmst Stell!*

Das nur im Schweizerdeutschen belegte Verbum *tampe* hat nicht bloß die den Bernern geläufige Bedeutung ‚schwätzen, plaudern‘ (sei es mehr behaglich, gemütlich, vertraulich oder mehr verächtlich im Sinne von klat-schen, durchhecheln, ausplaudern und hinterbringen): Es heißt bzw. hieß auch ‚tappen, mit den Händen vorher-fühlen‘ (Luzernbiet laut Stalders Idiotikon von 1832), ‚stapfen, langsam, schwerfällig, ungeschickt gehen‘ (zerstreute Angaben von Luzern und Zug an nach Osten). Diese Bedeutungen dürften die ältesten sein, denn unser Wort *tampe(n)* gehört wohl mit *tappen* zusammen wie etwa *lampen* und *lappen*, *stampfen* und *stapfen*. Aus ihnen

haben sich dann durch Gewichtsverlagerung auf das Wie außerdem noch die Bedeutungen ‚zögern, träge arbeiten‘ (Innerschweiz mit Randgebieten) sowie ‚sich einfältig, stumpfsinnig benehmen‘ ergeben. An diese letzte schließt sich die Walliser *Tampa* ‚dumme, einfältige, träge Weibsperson‘ an (das weibliche Gegenstück zum *Nöl*), während die bernische *Tampe* entsprechend der dortigen Bedeutung des Verbs eine Schwätzerin und Klatschbase ist.

Im Vorbeigehen sei der *Tampis* als Bezeichnung eines leichten Rausches erwähnt, einer der zahllosen Ausdrücke, in denen die Mundart diese Erscheinung umspielt; seiner Herkunft nach ist es vielleicht ein Studentenwort.

Eine Graubündner Spezialität sind die *Tempe*, das heißt ‚Launen, Grillen, Flausen, Narrheiten, auffallende komische Bewegungen oder Gebärden‘, welche Mensch und Tier zwar keineswegs nur oder vorzugsweise im Bündnerland haben oder machen, die man aber nur dort so nennt; übrigens auch auf Rätoromanisch (*far tempas*), woher das Wort offensichtlich stammt.

Der *Tämpel* (Tempel) ist spurweise in katholischen Gegenden noch faßbar als Bezeichnung des protestantischen Gotteshauses (im Französischen ist *temple* bekanntlich reformierte Eigenbezeichnung). Ironisch braucht man das Wort etwa für eine schlechte, baufällige Hütte, ausgehend offenbar von dem in der Bibel als überaus groß und prächtig geschilderten Tempel Salomons. Vor allem aber lebt das Wort noch in der Redensart *ein zum Tämpel ūs trībe* oder *jage*, in Befehlen wie: *Mach daß d' zum Tämpel ūs chunst!* – auch dies selbstverständlich aus dem Sprach- und Bilderschatz der Bibel geschöpft.

Temple (bzw. *Templa*, *Templu*, *Tempja*) ist die alte Walliser Bezeichnung für den Spannstock oder «Breithalter», ein zweiseitenkliges Gerät, mit dem man während des Webens das Tuch in der rechten Breite hält. Das Wort geht letzten Endes auf dasselbe lateinische *templum* zurück wie *Tämpel*, hat aber eine vollkommen andere Wort-

geschichte schon im Lateinischen, dann im Romanischen (frankoprovenzalisch, z. B. im Eringertal *templo*, französisch *temple* oder *tempe*): ein Wort der häuslichen und kleingewerblichen Sachkultur, das an den Rändern auch ins deutsche Sprachgebiet gedrungen ist.

Tämpo im Sinne von ‚Geschwindigkeit‘ gehört erst der jüngsten Mundart an; es zeigt sich jedoch, daß das Wort in einer andern Bedeutung schon früher bei uns gebräuchlich war, nämlich als ‚Einzelakt oder -bewegung, einzelner Handgriff in einem Arbeitsvorgang‘, zunächst in der Militärsprache (*Ladig i zwölf Tämpo* beim alten Feuerschloßgewehr erwähnt noch E. Günter in *'s Jürbsyte Peters G'schichtli*), dann, ebenfalls noch aus dem Emmental belegt, in der Verkleinerungsform *Tämpeli* auch bei der Haus- und Bauernarbeit: *Es git eim so mänge Tritt u so mängs Tämpeli z' mache*, heißt es z. B. vom Brobacken.

Timpis war der unheimlich-undurchsichtige Name eines Gefängnisses im alten Zug, bezeugt von 1645 bis ins 19. Jahrhundert; ist das Wort vielleicht gaunersprachlich?

Nach verschiedenen Seiten hin hat *Tampf* seine Bedeutung über ‚Dampf, Dunst, feuchte Luft‘ hinaus ausgedehnt. In der ältern Heilkunde galten eingeatmete oder aus dem Unterleib aufsteigend gedachte «Dämpfe» als Ursache mannigfacher Beschwerden sogar seelischer Art. Erhalten hat sich aus diesem Bereich *Tampf* als Name einer bestimmten Pferdekrankheit (der Bauchstößigkeit oder Dämpfigkeit) und die Mehrzahl *Tämpf* im Sinne von ‚Späße‘, offenbar eigentlich das, was einem irgendwie angeweht kommt und das man allenfalls auch wie Dampf «ausläßt».

Harmloser und zugleich nahrhafter ist der *Härdöpfeltampf* oder einfach *Tampf* ‚Kartoffelbrei‘; wie er zu seinem Namen gekommen ist, bleibt hingegen unklar. Von den übrigen Zusammensetzungen sei nur noch erwähnt der *Heitampf* oder *Hadampf*, *Hädampf*, ein altes Wort für den Höhenrauch oder Hitznebel, auf die nordöstlichen Mund-

arten von St. Gallen, Appenzell und Thurgau beschränkt. Im ersten Glied (das in den gleichbedeutenden *Heinäbel* und *Heirauch* wiederkehrt) steckt das mhd. *heien* ‚brennen‘.

Das Verb *tümpfe* bedeutet nicht nur ‚Dampf, Dunst verursachen, von sich geben‘, ‚qualmen‘, ‚stinken‘, weiter ‚eine Flamme zu bloßem Dampf abschwächen, mäßigen, ersticken‘, sondern auch ‚mit Dampf behandeln‘, z. B. Speisen dünsten, schmoren (bodenständiger *vertümpfe*), Stoff, Kleidungsstücke feucht aufbügeln usw. Die Bedeutungen ‚schwer atmen‘ und ‚zechen, prassen‘ schließen an die entsprechenden des Substantivs an.

Tumpf, Tümpfe, Tümpfi ‚Vertiefung in einer sonst glatten Oberfläche: Bodenmulde, Grübchen in Kinn und Wange, Blatternarbe‘, bei uns noch recht weitherum bezeugt, wenn auch im Rückgang begriffen, ist das Grundwort der Diminutivbildung, welche wir aus der Schriftsprache (in niederdeutscher Form) als *Tümpel* kennen und die in unsern Mundarten als *Tümpfel* oder *Tumpfel* fast nur in Orts- und Flurnamen da und dort erhalten ist. Das zugehörige Verb *tümpfe* bedeutet ‚etwas antupfen, anrühren‘, dann ‚aufeinanderstoßen, -schlagen‘ (im Emmental *tümpft* man z. B. mit den Ostereiern, wie man andernorts *tüpft* oder *tütscht*, wobei *tümpfe* und *tüpfe* sich verhalten wie die erwähnten *tampe* und *tappe* usw.) sowie ‚eintauchen‘ (auch dies auf begrenztem Gebiet: im bernischen Oberaargau und in Teilen von Solothurn *tümpft* oder *tümpflet me der Finger is Hungghäfel* wie man ihn sonst *tupft*, *tunkt* oder *tünklet*).

Undertān wird heute als etwas zutiefst Unschweizerisches empfunden; das zeigt sich auch an der sprachlichen Gestalt des Wortes: Das praktisch vollständige Fehlen einer weithin zu erwartenden Form *Undertōn* deutet auf nachträgliche Übernahme des Wortes aus der Schriftsprache. Vor der staatlichen Umwälzung um 1800 aber ist «undertân» auch bei uns ein wichtiger Begriff. 1311 tritt das Wort auf im Sinn von ‚Kirchgenosse‘: «Ein kuster zuo

Lucerren hat ouch von alter gewonheit, das er ein sigristen in dem Hofe zuo Lucerren dem kloster und dem lüpriester und den undertan zuo Lucerren setzet.» Der Gegensatz zur weltlich-staatlichen Bedeutung zeigt sich schön in einem Beleg von 1490: «[Ich Eberhard, Kirchherr, bezeuge] das ich mit minen herren, ammann und rätten zuo Zug, minen lieben getrüwen undertanen und weltlichen schirmeren . . . ein ordnung und schidgung gethan [habe]». Nach 1730 vermögen wir das Wort in dieser Bedeutung nicht mehr nachzuweisen. Der staatlich-rechtliche Sinn erscheint (zufällig?) zuerst im Adjektiv: «Alle die personen . . . die sich vor ziten gelidigot und gefryet hand von einer herschaft von Wißemburg, sullent in ir friheit umbekrenkt beliben, doch also, daß sie twingen und bennen der herschaft, die wile sy darunder wonhaft sitzend, undertenig sin sollen als gewonlich ist» (1396, Simmental). Die landläufige Vorstellung politischer Rechtlosigkeit der Untertanen registriert der ‚Restaurator‘ Karl Ludwig von Haller 1814 mit den Worten: «Man pflegt in unserem schweizerischen Vaterlande . . . mit dem Wort Unterthanen die wunderseltsamsten Begriffe zu verbinden, man sollte glauben sie wären Iloten, Negersclaven, Galeerenknechte.» Schon 1527 beklagten sich die Zürcher, die Fünf (katholischen) Orte hätten «by unsern verordneten ratsbotten in räten und zuo tagen nit sitzen wöllen, als ob wir und die unsern Türggen und Heiden wären»; die katholischen Orte hätten sie zu Tagsatzungen nur geladen, wenn es ihnen «füeglich und eben gewesen ist, als ob wir ir underthon und sy unser herren wären.» Neben dieser affektbetonten Verwendung des Wortes zeigt aber der Hauptteil der Belege, daß der «undertan» zwar (gegenüber den «landlütten» oder «burgern») mindern (politischen) Rechts, aber durchaus nicht rechtlos war. Die örtlich und zeitlich stark variierenden Verhältnisse in der Alten Eidgenossenschaft ließen es angezeigt erscheinen, unser Material nach äußern Kriterien zu gliedern («Under-tan» neben Bezeichnung der Obrigkeit, neben Verwandtem und Gegensätzlichem, mit Bezug auf gewährte oder vorenthaltene Rechte u. dgl.). Dem Rechtshistoriker ist

das Material auf diese Weise gegliedert, aber nicht vor-schnell interpretiert dargeboten.

Dann und *denn* (Adverb und Konjunktion) sind zusammen behandelt, da in unsern ältern Quellen die Formen nicht (wie neuhochdeutsch) nach Bedeutungen geschieden sind (mundartlich gilt fast nur die umgelautete Form *denn*, *dänn*, *de* u. ä.). Der 20spaltige Artikel gehört nicht gerade zur Unterhaltungsliteratur, bietet aber zum Studium von Bedeutungsentfaltung und Syntax reichen Stoff, etwa: *Va denn a sigi er nie mē z' Chilt* (nach einer Begegnung mit dem Teufel. Beleg aus Frutigen, *denn* zeitlich, mit Bezug auf Vergangenes); *Me cha dänn e Füst mache, wä me ke Finger het* (Zürich; ,unter bestimmten Umständen, mit Bezug auf eine Bedingung'); *Das de wol!* (Beatenberg; ,verstärkendes Füllwort'); *Hübschur dan du* (Alagna im Piemont; vergleichend); «[Gott gab den Menschen im Paradies] zuo essen von all den fruchten, so darin waren, dann allein von einem öpfelboum» (1531; ,außer, ausgenommen'); «Do wärstu warlich gern entwichen, denn daß man dir den weg für lief» (Niklaus Manuel; ,wenn man dir nicht den Weg abgeschnitten hätte').

Von den Zusammensetzungen erwähnen wir nur *nochdann*, als *notte/notti(g)* übrigens kaum mehr als solche verstanden und gern als eine Art Schibboleth der Berner Mundart (wie *nādisch* und *nūsti*) empfunden. Das Wort ist aber auch aus Graubünden gut bezeugt, an andern Orten zumindest noch nachweisbar. Die zeitliche Bedeutung (,immer noch') ist nurmehr aus der ältern Sprache zu belegen: «Am donstag fruo, do es nochdenn vinster was» (1445). In der heutigen Mundart überwiegt die Bedeutung ,dennoch, trotzdem': *Lue d' Frau chund mit dem Zöbig, si fällt schier drunder i, ich glaube aber nöttig, de Mostchrueg sig no z'chli* (Liedchen aus dem Habsburgeramt). Als bloße Verstärkung braucht die Bäuerin das Wort, die den neuen Schulmeister zum Essen einlädt: *We d' nit schmäderfräßig bisch u we d' eine(m) d's Mül gönne*

ma(g)sch, so hei mer de notti o neuis. Du chasch iche cho (Gotthelf).

Der oder das *Tann* (in der Bedeutung ‚Wald, Gehölz‘) kommt hauptsächlich in Flurnamen vor; fraglich ist, ob das Wort mit dem Feminin *Tann(e)* sprachlich überhaupt verwandt ist. Dieses erscheint in der bekannten Bedeutung: «Die tannen weyß und rot sind nit allein im alpebirg, sonder durch alle helvetische gelend gantz gemein», berichtet Stumpf 1548. Wichtig war die Tanne als Grenzzeichen, oft mit einer Markierung versehen und darum *Lāch-*, *Lō-*, *Lōne-Tanne* genannt. Neben allerlei Volkskundlichem ist die Verwendung der Verkleinerungsform «tännli» im Sinn von ‚Schiff‘ beachtenswert, etwa in der makabren Erzählung von Wurstisen (1580): «Also ertrenchten die Rheinfelder ... fünff gefangner von der Baßleren theil, setzten sie demnach in ihren hemmden in tännlin, das seind kleine schifflein, unnd schickten sie tod denen von Basel zum spectackel auff dem Rhein widerumb heim.»

Das Wort *Tänn* (bei uns Neutrum) überrascht zunächst durch die Vielfalt der Lautungen: *Tänn*, *Tenn* (seit dem 14. Jahrhundert bis heute neben dem fem. «Tenne» auch schweizerische Schriftspracheform), *Tönn*, *Tärn*, *Tern*, *Törn*, *Tänd*, *Tend*, *Tind*, *Te*, sogar *Tämm*. Auch die Bedeutung ist reicher als bei der schriftsprachlichen ‚Tenne‘. Auszugehen ist offenbar von einer Bedeutung ‚ebener Platz‘ (vgl. dazu etwa den Bündner Ortsnamen *Tenna*, urspr. Dat. Plural). Jedenfalls bedeutet das Wort in den altertümlichen südwalserischen Mundarten noch ‚Fußboden des Zimmers‘, und noch nicht weit davon entfernt ist ‚Lauf-, Futtergang im Viehstall‘ (bei den Bündner Walsern und im westlichen Berner Oberland). Im Mittelland, d. h. im Gebiet des Getreidebaus, ist das *Tänn* der ebenerdige Boden zwischen Wohnteil und Stallteil des bäuerlichen Einhauses, aber auch der entsprechende Raum, der, zentral gelegen und von allen Seiten zugänglich, für alles mögliche dient oder diente: nicht nur zum

Einführen von Heu- und Garbenfudern und zum Abladen, Futterrüsten und Dreschen, zum Schlachten von Vieh und als Wagen- und Werkzeugschopf, sondern, namentlich früher, als es in Dörfern noch keine großen Säle gab, als Versammlungslokal, Eß- und Tanzsaal. So gingen in Höngg die ledigen Burschen an der Fastnacht «in ein tenn mit den jungfrowen und tanztind» (um 1500). Im St.-Galler und Bündner Rheintal und weiterhin in Graubünden ist dann dieser Boden, nun hauptsächlich als Dreschtenne dienend, innerhalb der vom Haus getrennten Vielzweckscheuer in die Höhe gerückt, z. T. bis anderthalb Meter über den Heuboden hinauf, und auch im Wallis (wie im Schanfigg) liegt das *Tänn* nun im für sich stehenden *Stadel* (bzw. in der *Barge*) als Dreschboden hoch oben. Im voralpinen Viehzuchtgebiet hingegen, wo man keine Dreschtenne braucht, bezeichnet das Wort andere Gebäudeteile: im Entlebuch (ehemals) den ‚Sennereiraum der Alphütte‘, im Gebiet Nidwalden-Uri-Schwyz-Glarus-Gaster einen schopf- oder laubenartigen Anbau am Haus oder an der Scheuer. Schließlich ist die Bezeichnung *Tänn* (wie rätorom. *iral*) von der hölzernen Dreschtenne übertragen worden auf einen breiten hölzernen Känel (als Gleitbahn für gefälltes Holz in der Schilderung des Bündners Sererhard 1742 oder als Wasserrinne in Wallis und Graubünden), und im Lötschental heißt sogar der ‚Bodenstein der Mühle‘ *Tenn*. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß es früher im Gesellschaftshaus zum Rüden in Zürich ein *Tänn* gegeben hat.

Zu den beiden Pronomen *dīn* sei hier nur daran erinnert, daß der Wesfall in unsern Mundarten noch keineswegs überall auf so ganz wenige und erst noch erstarrte Reste beschränkt ist, wie das oft verallgemeinernd behauptet wird. *I ha g'mēnt, i well mi dīnes nomme ürbede* ‚ich wolle mich nicht mehr mit dir abgeben, um dich bemühen‘, sagt der Appenzeller. *Wen i numen afe dīne sicher bi*, kann im Emmental ein Bursche zum geliebten Mädchen sagen (Simon Gfeller); auch wird dort der junge Schulmeister gewarnt: *We d' 'ne alles fürgäbe machsch, su*

lache si numme dīne, und si säge: Üse Schumeister ist e freine Schlufi (Gotthelf). Wendungen wie: *Er hät si dine nöd g'achtet* oder *Ist das Halstuech dīne?* ferner: *Warum? he, nu wäge dīne!* sind bekanntlich noch weit verbreitet.

In der *Tina* oder *Tinu*, dem Gärbottich des Walliser Weinbauern, begegnen wir zum zweitenmal einem nur am Rand, in der Sprachgrenzzone aus der Romania herübergedrungenen Fachausdruck: Es handelt sich um das lateinische sowie noch oberitalienische, provenzalische und spanische *tina*, frz. *tine* ‚Weingefäß‘, welches auch an ganz anderer Stelle, nämlich am Niederrhein, ins Niederländische und Deutsche aufgenommen worden ist, und zwar offenbar viel früher, denn es hat hier noch die hochdeutsche Lautverschiebung erfahren und erscheint so als «Zine».

Als ein «Gotthardwort» könnte man bezeichnen *Tinner* ‚Gehilfe des Sennen‘, denn dies Wort ist auf Uri, Urseren und das deutsche Wallis beschränkt, kehrt aber in den italienischen Mundarten des obern Kantons Tessin wieder als *tüner*. Wegen der Betonung auf der ersten Silbe muß es wohl deutschen Ursprungs sein, doch ist seine Etymologie noch unklar.

Eine weitverzweigte Bedeutungsentfaltung zeigt wieder das Verb *diene*. Von einer Grundbedeutung aus, die man etwa umschreiben könnte als ‚jemandes Knecht sein, für jemand als Knecht arbeiten‘ hat sich – wenn wir uns im wesentlichen auf die lebende Sprache beschränken – etwa folgendes abgezweigt: arbeiten an einer Dienststelle, namentlich als Knecht oder Magd (*Es isch go diene* ‚sie hat eine Stelle als Dienstmädchen angenommen‘), früher auch als Handwerkslehrling, -geselle, als Angestellter usw., vor allem auch als Soldat, Söldner. *Eim uf öppis diene* bedeutet ‚schlagfertig erwidern‘. *Dien schön!* befiehlt man einem Hund, was soviel heißt wie *mach 's Männli!* Vor allem aber ist noch erwähnenswert, daß nicht nur Personen, sondern auch Sachen *diene* können. Eine Reihe von hieher gehörenden Bedeutungen sind nur aus der

ältern Sprache überliefert: ‚gehören, zugehören‘, ‚zu etwas beitragen, führen‘ («Das denen, die Got liebend, alle ding zum besten dienend.» Römer 8, 28 in der Zürcher Bibel von 1524) und andere mehr. Mit der Bedeutung ‚taugen, den Zweck erfüllen, nützen, helfen, zustatten kommen‘ geraten wir dann wieder mitten in die lebendige Mundart: *Das dient mer nid* (Bern). *Das törfed Si b’halte, wänn ’s ’ne tienet* (Caspar Streiff, Glarus). Gerne wendet man da das Verb ins unpersönliche Zustandspassiv: *Es ist mer ’dienet* ... z. B.: *Es wär em grüsam ’dient, wenn er das Verdienstli han kennti* (Thusis) oder: *Wenn der is de o wettit z’Hülf cho* [beim Hanfbrechen], *so wär is grüsli ’dienet* (Emmentalerblatt). In fast unmerklichen Schattierungen geht die Bedeutung über in ‚gefallen, belieben, zusagen‘ (*Ire sig er rächt, hingäge müeß er im Meitli au diene; der söll ’s grad sölber fröge*, antwortet bei Meinrad Lienert eine Mutter einem Bewerber um ihre Tochter), weiter in ‚passen, sich eignen, am Platze sein‘ (*Das dientet drüf wie-n-e Füst uf enes Aug*, lautet die bekannte Redensart in Engi im Kanton Glarus). Zu diesen Bedeutungen gehören die Adjektive *dienet* (*tienet*) und *dienig* ‚passend, bequem, handlich u. ä.‘: *Es Welo ist dienig, wenn d’ wit hest zur Arbet* (Zug). Die Zusammensetzungen *ab-*, *ūf-*, *an-*, *er-*, *ūs-*, *verdienne(n)* usw. und die wichtigste Ableitung *Diener* mit ihren Zusammensetzungen (z. B. «Kilchen-» und «Wortdiener» neben einfachem «Diener» als alte Bezeichnungen des reformierten Pfarrers) seien nur gerade gestreift.

Aus der Gruppe *Tōn* wäre etwa hervorzuheben: Aus Einsiedeln und Zurzach ist uns gemeldet, daß auch Speisen und Getränke einen *Tōn* (‚Geschmack‘) haben und entsprechend (*kuriōs*) *tōne* können; der *Tōn* ist ein ‚schwerhöriger Mensch‘ oder ein ‚dummer Tropf‘ und ein *Eitōn*, *Töner* oder *Töni* einer, der langweilig oder ermüdend viel spricht. Ein lautmalerisches, jedenfalls altes Wort ist *done*, *tone*, *tune* ‚dumpf, hohl, laut tönen, hallen‘, z. B.: *Dä cha bredige, es tonet gad* (Thurgau), und ein affektstarkes, gerade junges, rein bernisches Wort ist *ton-*

achse ,krachen, tosen, auch heftig schelten, poltern': *I der Nacht isch du ds Wätter cho, es het 'tonachset wie no nie* (H. Zulliger).

Die Vorstellungen über Blitz und Donner sind in frühern Zeiten anders gewesen als heute. Das zeigt sich z. B. im Osterspiel von Muri (13. Jahrhundert) in der Aussage des Grabwächters: «Unde duhte mi h da ungehür, do ih gesah des tonres vür [Feuer] an miner siten vallen nider . . . oh ih di engel chomen sah, do des tonren slac geschah» oder in der Notiz des Solothurner Seckelmeisters von 1498 über einen Schüler, «den der tonner schoß», d. h. den der Blitz erschlug.

In den heutigen Mundarten wirkt der *Donner* allerdings nicht nur im Gewitter, sondern auch als Fluch- und Kraftwort bei den verschiedensten Gelegenheiten. Er heißt dann nicht nur *Donner* oder *Tonder*, *Tunder*, *Tander* (mit altem *-nd-* wie in andern oberdeutschen Mundarten oder wie in engl. *thunder*, niederländ. *donder*), sondern auch, verhüllt, *Dommer*, *Tonter*, *Donnstig*, *Donnerig*, *Donnig*, *Ondig*, *Toni*, *Tundi* usw. oder auch nur *T(e)*, «Gottes Donner» entstellt bis zu *hotz*, *he z' Donner*, *z' Donnerli*. Da gibt es alle Übergänge: von der schweren Verwünschung über das Fluchwort, das tadelnde oder heimlich bewundernde Scheltwort bis zum Wortspiel und zum inhaltsleeren Formwort. «Das dir der donder den grind müeß spalten», verflucht einer einen andern (Niklaus Manuel); «[Da] habe er Tonner und Hagel geschwohren und gesezt, er seye weder ein Dieb noch ein Schölm», wehrt sich 1686 einer in Zürich; ein Grindelwaldner erklärt: *Nei, bim Tonder wollt i lieber Geishirt sîn wan Schuelmeister* (Bärndütsch); *Still ier Tondere!* ruft ein Prätigauer (bei G. Fient); da und dort gibt es *e(n) böse*, *füle*, *tumme Donner* oder aber *e(n) flingge*, *guete*, *arme Donner*; weitherum kennt man *Donners Chätzer*, *Chrotte*, *Häxe*, *Nare*, *Täsche*, und schon 1795/7 neckten die Leute von Burgistein (Kt. Bern) ihre Nachbarn «wegen ihrem vielen Kabis; sie seien Kabismannen . . . Donners Kabisstorzengnager»; *e Ton-*

ners e guete Wadtländer [Wein] (A. Loosli) ist hingegen nicht zu verachten, und *es tonnerli schöns Chind* (Koppigen, Kt. Bern) erweckt ebenfalls eher Bewunderung. *Alle Tonder*, überhaupt alles, ist schließlich möglich bei den verstärkenden Zusammensetzungen: vom *Hagels-*, *Sträls-* bis zum *Wätterdonner*, vom *Hunderts-*, *Tūsigs-* bis zum *Millionsdonner*, vom *Hell(s)-* bis zum *Himmeldonner*, und während bei Rudolf von Tavel die Offiziere «hergott-donnern», so «himmeldonnert» bei Gotthelf ein Hauptmann durchs Land, «ein Kerl voll Bart, voll Gesinnung, voll Himmeldonner, voll Bier und voll Wein und voll von vielen andern Dingen».

Mit diesen Hinweisen ist allerdings der Inhalt unserer Hefte nur, wie man in der Schweiz sagt, *a'tönt*.